



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Huch, Ricarda; Falkenhausen v.: Briefwechsel zwischen einer Phantastin
und einem Bürokraten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das, was der Mediziner unabgestimmte, unspezifische Immunität nennt, erwerben kann, wozu Zeit gehört, dann darf man hoffen. Manche Glieder unseres Körpers werden von der Genesung noch absterben, auch schmerzlich vermiste, unvergeßliche, unwiederherstellbare. Die Deutschausröttungen in Polen und Böhmen z. B. sind Amputationen, für die es schwerlich chronische Mittel gibt. Aber das Leben kann sich wunderbar regenerieren. Es kann auch nach langer Latenz wieder erwachen, wenn nur die Lebenskraft bleibt. Und diese spüren wir. Sie heißt Vaterlandsliebe. Sie tastet nach neuen Formen. Das Tasten ist vorerst wichtiger, als die Formen. Ein paar gesunde, wachstumsfähige Zellen sind mehr als ein im Abbau befindlicher großer Körper.

Es wäre schwere Selbsttäuschung, irgendwo in Deutschland oder in der Welt Ansatzpunkte für eine rasche Wiederherstellung wie nach 1806 zu vermuten. Die Arbeit des Patrioten, die wirklich in die Zukunft weist, kann sich heute weniger auf die überkommenen Formen unseres öffentlichen Lebens beziehen, als vielmehr auf die Keimzellen des Vaterlandsgefühls, welches in sich bei aller Unfertigkeit der Formen den Grundriß einer künftigen Nation enthält.



Briefwechsel zwischen einer Phantastin und einem Bürokraten

Von Ricarda Huch und Unterstaatssekretär a. D. Fehr. v. Falkenhäusen

Mein hochgeehrter Freund!

S gibt einen verbreiteten Irrwahn, alle Leiden durch ein einziges Mittel kurieren zu wollen, und dem möchte auch ich einmal fröhnen, indem ich jegliches Übel auf die Neigung zurückführe, ein entweder— oder anstatt eines: sowohl als auch zu setzen. Die Wahrheit liegt, das lehrte schon antike Weisheit, in der Mitte, welches Mittelmaß nicht weniger als zwei Gegensätze enthält, sondern beide zusammenfaßt, also das ist, was man heute Synthese zu nennen pflegt. Wie es mit meiner These nun auch im allgemeinen beschaffen sein mag, so glaube ich, daß sie für Ihren, mir trotzdem höchst wertvollen Brief*) zutrifft, wo Sie zwei Gegensätze gegenüberstellen, von denen keiner für sich befriedigen kann, so daß derjenige, der zwischen beiden wählen müßte, beinahe in der Lage des Verurteilten wäre, der sich zwischen Gehent- und Geföpstwerden zu entscheiden hätte.

*) Demokratie und Obrigkeitsstaat (Bürokratenbriefe Nr. I) von Fehr. v. Falkenhäusen (Grenzboten Nr. 44/45 vom November vorigen Jahres).

Daß die Mehrheit nicht das Recht für sich haben muß, daß im Gegenteil, wo der einzelne „leidlich vernünftig“ ist, die Masse doch sogleich dem Irrtum verfällt, ist das nicht eine Wahrheit, die schon zum Gemeinplatz geworden ist? Dennoch ist die Stimme des Volkes die Stimme Gottes, und mit Recht; aber sie spricht nicht unmittelbar aus dem Volke, sondern durch einzelne, die es verstehen. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Ihnen den entzückenden Hymnus, in welchem Gottfried Keller in der ersten Fassung des „grünen Heinrich“ die Wechselwirkung zwischen dem einzelnen und der Mehrheit seines Volkes bringt, und in dem er die Kämpfe seines Helden harmonisch münden läßt. Diese einzelnen sind weder diejenigen, welche durch einen modernen Wahlapparat ins Parlament gewählt werden, und ebenso wenig, ja beinahe noch weniger, die Beamten, welche in einem Beamtenstaat, wie ich den Obrigkeitsstaat zu nennen pflegte, das Gemeinwesen regieren. Ein unmittelbares Regieren des Volkes hat es niemals gegeben und kann und soll es nicht geben; es handelt sich nur darum, ob die Vertreter aus der Mitte des Volkes hervorgehen, oder ob sie ihm von außen, als ein fremder Bestandteil oktroyiert werden. Man kann man zwar sagen, daß auch die Beamten im Beamtenstaate aus dem Volke hervorgehen, insofern sie demselben und keinem anderen Volke angehören; allein sie bilden mit der Regierung, und als Regierung ein Ganzes, welches dem Volke als etwas von ihm Getrenntes und Unabhängiges gegenübersteht, und zwar so, daß die Regierung etwas Aktives, das Volk etwas Passives ist. Indessen ist ja auch die Beamtenaktivität nichts Spontanes, da die Beamten nicht nach persönlichem Gutdünken verfahren, sondern auch ihrerseits überwiegend Werkzeuge sind. Die Folge davon ist, daß eine spontane Aktivität, welche einzig produktiv ist, überhaupt nirgends zu finden ist, und daß im Beamtenstaate, so lange er ungestört funktioniert, zwar in weitgehendem Maße Ordnung herrscht, welche vielen den ruhigen Genuß ihres Wohlstandes verbürgt; daß aber die Einzelkräfte aus Mangel an Übung gelähmt werden und deshalb das Volk trotz augenscheinlichen Wohlstandes immer weniger leistungsfähig wird und bei einem gewaltsamen Anstoß hilflos in sich zusammensinkt. Was ist aber das Wünschenswerte und der Zweck des Lebens? Daß Ordnung herrsche, oder daß möglichst viel Kraft entwickelt werde und zur Entfaltung komme? Lassen Sie uns auch hier wieder uns nicht auf entweder—oder beschränken, sondern beides für erstrebenswert halten.

Sie haben gewiß nichts dagegen, daß ich die Theorie durch ein Erlebnis und eine Erfahrung ablöse. Ich weiß nicht, wo Sie das Jahr 1919 zugebracht haben, jedenfalls haben Sie den Umschwung in Bayern und die Zeit der Räterepublik in München nicht persönlich miterlebt, wenn Ihnen wohl auch Zeitungen und die Berichte von Bekannten manches davon zugetragen haben. Daß Sie da schauerhafte Dinge gehört haben, davon bin ich überzeugt, und gemüthlich war es auch nicht; was für mich aber das Niederdrückendste war, will ich Ihnen jetzt erzählen. Die Führer der Aufständischen waren abstrakte Menschen, Dogmatiker, die fälschlich Idealisten genannt werden; sind sie das aber auch nicht im eigentlichen Sinne, so sind sie doch im allgemeinen, und waren auch in diesem Falle, keineswegs blutdürstig, im Gegenteil als Menschen, die größtenteils am Schreibtische gelebt hatten, im handgreiflichen ungeübt und ihm abgeneigt. Die Massen, die diesen Dogmatikern folgen, leben nicht am Schreibtisch, sondern auf der

Strafe und übersetzen die Theorien leicht in roheste Wirklichkeit. Sätten die Arbeiter nicht rohe Fäuste, wie sollten sie ihre Arbeit leisten und sich durchs Leben schlagen? Nun aber haben die Aufständischen nicht nur Roheiten begangen, sondern sie haben zwei Eigenschaften gezeigt, welche auch Sie, ich kann es mir nicht anders denken, vorzüglich lieben: Tapferkeit und Gutmütigkeit. In vielen Fällen haben sie sich, schlecht bewaffnet, sicherem Tode entgegengeworfen und sind für ihre Überzeugung, oder ihren Wahn, gestorben. Und was ist denn Idealismus, wenn nicht, daß man sein Leben opfern kann? Freilich kann ich wohl Idealismus von Fanatismus unterscheiden und bin weit entfernt, jedem Bolschewisten, der als Anhänger seiner Dogmen fällt, die Märtyrerkrone zuzusprechen. Immerhin bleibt das Sterbenkönnen die höchste und schwerste Wissenschaft, die jeder im Leben lernen sollte, und, die ich auch dann anerkenne, wenn ich die Überzeugung nicht teile, mit welcher sie verflochten ist. Von Tugenden der Gutmütigkeit unter den Aufständischen könnte ich mancherlei Beispiele geben, die zugleich von ihrer Naivität und ihrem Mangel an Erfahrung im Regieren zeugen. Auch ist es ja aus der Geschichte bekannt, daß innerhalb des roten Schreckens die Gutmütigkeit des Volkes sich oft überraschend und rührend äußert, während die unerbittliche Strenge und Rachsucht des Weißen ungemildert verläuft.

Das war für mich das Bitterste, den Mangel an Tapferkeit und an Grobherzigkeit in der Bourgeoisie, der doch auch ich angehöre, mitzuerleben. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Bourgeoisie, welche im großen ganzen zusammenfällt mit den Besitzenden und Gebildeten, beim Ausbruch der Revolution. Der Gedanke an die Möglichkeit sich zu wehren, tauchte nicht auf; wenn kein Meer kam, um die alte Ordnung wiederherzustellen, mußte man sich abschlagen lassen, eine andere Wahl blieb nicht. Man saß in den Häusern und zitterte, anstatt auf die Straße zu gehen und zu kämpfen; was ja freilich, ich sehe es ein, eine unerhörte und lächerliche Zumutung gewesen wäre. Während ich zunächst durch die Beschaffenheit der Klasse, zu der ich gehöre, mich abgestoßen fühlte, habe ich sie später damit entschuldigt, daß sie im Beamtenstaate so werden mußte. Sie besorgen die öffentlichen Angelegenheiten nicht selbst, sondern es sind Angestellte da, die für alles aufzukommen haben. Setzen diese aus, so ist alles verloren, wie in den meisten Haushalten, wenn die Diensthofen krank sind. Bequemlichkeit und Feigheit auf der einen, Roheit und Verwilderung auf der anderen Seite, das scheinen mir die Folgen davon zu sein, daß nicht jeder mehr seine eigenen und die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen und persönlich für sie einzutreten hat. Wie soll der einzelne Initiative haben, aus eigenem Antrieb handeln können, wenn er sich gewöhnt hat zu warten, bis ein dazu Bestellter die betreffende Sache erledigt, der seinerseits auf ein bestimmtes Zeichen wartet und dann nach bestimmtem Schema verfährt? Da die Initiative auch bei ihm ausgeschlossen ist, so fehlt sie überhaupt, und es entsteht der vielbeschriebene Mechanismus. Denn das Fehlen des eigenen Antriebs, welcher der Hauch göttlichen Lebens ist, unterscheidet Mechanismus und Organismus, gewachsenes und von außen zusammengesetztes Leben.

Für den verhängnisvollen Augenblick in der neueren deutschen Geschichte halte ich den, wo bei der Neugründung Deutschlands anstatt der Idee des Freiherrn von Stein, welcher Selbstverwaltung forderte, das preußische Beamtentum

siegte. Ich bin kein Freund des Preukentums; ich schätze seine Verlässlichkeit, sein Selbstbewußtsein, seine Fähigkeit der Unterordnung, seine ausdauernde Willenskraft. Es verhält sich zum Deutschtum wie das männliche Element zum weiblichen. Nun weiß man wohl, wie die Kräfte in einem idealen Ehepaare verteilt sein sollen: die Idee soll von der Frau, die Tat vom Manne kommen. Es war nicht gut, daß die preukische Idee dem Deutschtum auferlegt wurde, während es herrlich sein könnte, wenn preukische Kraft die deutsche Idee der Selbstverwaltung ausführte. Beamtenherrschaft lähmt ein Volk, Selbstverwaltung entfaltet seine Kraft, auf der einen Seite schale trockene Regelmäßigkeit, auf der anderen reiches, mannigfaltiges Leben. Wie zum Leben Unfälle, Krankheiten, unberechenbare Störungen aller Art gehören, so würde es auch hier an Erschütterungen nicht fehlen; aber wer das Leben liebt, nimmt er nicht um des Lebens willen lieber Leiden in den Kauf, als das er sich zu einer noch so gut gehenden Maschine erniedrigte?

Sie werden mir entgegnen, die Idee der Selbstverwaltung könne nur in kleinen, leicht zu übersehenden Gemeinwesen mit Erfolg durchgeführt werden. Darin mögen Sie Recht haben; aber wer verpflichtet uns für alle Ewigkeit in den übergroßen Verhältnissen zu bleiben? Goethe hatte einmal gesagt, der Mensch könne nur da vernünftig handeln, wo er in übersichtliche Verhältnisse gestellt sei. Warum sollten nicht die Großstaaten in kleinere Bezirke aufgelöst werden können, unbeschadet der Nationalität und unbeschadet des Zusammenhanges, den gemeinsame Sprache, gemeinsames Fühlen und etwa ein gemeinsames Oberhaupt sicherten? Welches Glück für alle, wenn damit aus den Großkriegen Kleinkriege würden, die uns vielleicht häufiger heimsuchten, die aber weniger verheerend wären als der moderne Krieg. Wenn Lloyd George gesagt hat, den Weltkrieg habe niemand verschuldet, es seien alle hineingetaumelt, ohne recht zu wissen wieso, hat er gewiß etwas Zutreffendes gesagt. Wir leben in Verhältnissen die zu groß geworden sind, als daß ein Einzelner sie übersehen könnte, woraus das Lasten, das Schlagwörterwesen, die Abstraktion, eine allgemeine Ratlosigkeit sich ergibt. Wenn für manche Zeiten die Ausdehnung erfordert wurde, so ist nicht gesagt, daß es damit immer weiter gehen müsse; auf das Maß kommt es in allen Dingen an. In unserer Zeit scheint mir das Maß so weit überschritten zu sein, daß wir gut täten, aus den Fernrohrverhältnissen uns in engere Kreise zurück-zuziehen, die wir mit bloßem Auge überblicken und persönlich beherrschen können.

Berehrte Meisterin!

Die Sendung aus München, nicht umsonst mit dem Flugpoststempel bezeichnet, brachte mir eine Überraschung, für die ich von Herzen dankbar bin. Ich hatte, gesteh' ich's, mit heimlicher Enttäuschung zu kämpfen, daß Angriffe aus dem Lager der Gegner, von denen ich fruchtbringende Fortsetzung des Gefechtes erwartete, gänzlich ausblieben. Gerade als ich mich wieder einmal in das Los des Totgeschwiegenen gefunden hatte, kommt nun eine Entgegnung, wie ich sie freilich nicht zu hoffen wagte: aus einer Feder, für die ich schon, seit sie uns „die Triumphgasse“ bescherte, eine heimliche und bis zur Bewunderung für den „Großen Krieg“ stetig wachsende Verehrung fühle; und in einer Gesinnung, die Verständigung nicht nur leicht, sondern zum Herzensbedürfnis macht.

Einzelne Fragezeichen kann natürlich die Bürokratenseele nicht unterdrücken.

Von der roten Tragikomödie in München weiß ich nur aus öffentlichen und persönlichen Darstellungen anderer. Ich zweifle nicht, daß auch Genossen der Geiselmörder Beweise von Tapferkeit und sicher auch von Gutmütigkeit geliefert haben. Sind das aber nicht vereinzelte helle Punkte auf dem dunklen Bilde, die nur dadurch ins Auge fallen, daß sie sich eben von einem so wüsten Hintergrunde von Blut und Schmutz abheben?

Die Feigheit unseres fettherzigen Spießertums hat mich nicht erst seit der Revolution gewurmt und beschämt. Aber mit diesen Philistern uns alle wahllos in einen Topf mit der Aufschrift „Bourgeoisie“ zusammenzuwerfen, ist ein Unrecht, das wir der Sozialdemokratie nicht selber nachsprechen sollten. Wir wollen uns die schwere Not der Zeit nicht durch übertriebene Selbstanklagen noch schwerer machen! Wie die Unsrigen: die akademische Jugend, die viel geschmähten Junker, die Sie so wenig wie ich aus den Reihen des Bürgertums werden ausschließen wollen, — wie sie zu sterben wissen, davon redet die Wahlstatt von Ypern, reden die unabsehbaren Reihen der Offiziergräber — ich fürchte die Schatten der Selben zu verunehren, wenn ich sie mit dem tapfersten Rotgardisten in einem Atem nenne. Freilich, sie fielen in Reih und Glied unter der angestammten Führung. Als diese, im jahrelangen Kampfe gegen eine Welt von äußeren Feinden erlahmt, vor dem inneren kapitulierte, waren wir kopf- und ratlos. Sag das wirklich an unserer politischen Passivität, an der Gewohnheit, die zuständigen Behörden in allen öffentlichen Angelegenheiten für uns denken zu lassen? Ich glaube kaum, daß die Dinge in einem Lande mit politisch aktiverer Bevölkerung wesentlich anders verlaufen wären. Was auf dem Boden der bestehenden Ordnung steht, kann sich nicht wie ihre grundsätzlichen Gegner, die einen Staat im Staate bilden, zu einer stoßkräftigen Kampforganisation zusammenschließen. Ihre Ordnung ist die staatliche, ihre Führung die Staatsleitung. Fällt diese aus, so sind sie ein zersprengtes Heer, leichte Beute der unter eigenen Führern, nach festem Plane, in geschlossenen Reihen marschierenden Umstürzler. Die Überrumpelten brauchen Zeit sich zu sammeln. Ob wir diese Zeit hinreichend ausgenützt haben, werden wir vielleicht nur zu bald zu beweisen haben. Gerade in Ihrer Heimat sieht es zum mindesten nicht hoffnungslos aus. Und schon im Frühjahr 1920 haben unsere Zeitfreiwilligen gezeigt, daß sie mit den Roten Garden fertig zu werden wissen.

Darum gilt nicht minder, was Sie über den Mangel spontaner Aktivität im Beamtenstaate sagen (wenn man auch über das Verhältnis von Ursache und Wirkung im Zweifel sein mag). Wie bitter haben gerade wir in den Ämtern des alten Preußens die subalterne Verantwortungsscheu und den Mangel an Initiative empfunden, die unserer unvergleichlichen Fähigkeit und Bereitwilligkeit zur Einordnung als ihr Schatten zu folgen scheinen. Haben Sie Dank für Ihr Bild von der Vermählung deutschen Geistes mit preußischer Kraft! Das ist das Verhältnis, in dem beide, wenn ihnen das Leben bleibt, noch einmal fruchtbar werden können. Das wäre in der Tat eine Synthese von Ordnung und Schaffenskraft.

Darf ich so unbescheiden sein, Ihre Aufmerksamkeit auf die Fortsetzungen des von Ihnen einer Antwort gewürdigten Briefes zu lenken? Sie scheinen Ihnen bisher nicht in die Hände gefallen zu sein, und ich begrüße das, denn

sonst wäre ich vielleicht um die Freude Ihrer Entgegnung gekommen. Sie werden am Schluß daselbe Idol aufgestellt finden, das auch Sie verehren, eine Selbstverwaltung im Stein'schen Sinne, aufgebaut auf einer organischen Auslese der im Wirken für das Gemeinwohl Bewährten, getragen von der sachlichen Mitarbeit aller frei schaffenden Kräfte. Nicht im Beamtenstaate sehe ich das Heil, der dem Bürgertum durch langsam lähmende Bevormundung die Beteiligung am öffentlichen Leben abgewöhnt. Ordnung auf Kosten der Schaffenskraft ist Tod. Aber freilich kann ich eine Lebenswirkung schaffender Kräfte nicht in den Phrasenkämpfen der Parteipolitik finden, die, das geistige Teil überwuchernd, das öffentliche Leben der westlichen Völker und heute auch des unseren beherrscht; und das Parteiregiment der statistischen Mehrheit kann ebensowenig wie die Regierung einer unfreien Beamtschaft den Anspruch erheben, eine aus dem Innern des Volks organisch hervorgewachsene Führerschaft zu sein. Auch mich hat die Begeisterung, mit der der „Grüne Heinrich“ auszieht, „das edle Wild der Mehrheit zu jagen“, von je gerührt; als ein frommer, ach so grüner Traum! Meister Gottfried selbst hat sie später als solchen empfunden. Als er in der bürokratischen Schule des Staatschreiberamtes die politischen Enttäuschungen Martin Salanders derb an eigener Haut erfahren haben mochte, hat er in der endgültigen Fassung des Jugendwerkes mit der Rede von der Mehrheit, die, „von einem Einzelnen vergiftet und angelogen, immer neue Vügner auf den Schild hebt“, recht kaltes Wasser in den Wein der grünen Begeisterung gegossen. Und war doch aus dem heimatischen Kantönli seiner braven Schweiz nicht hinausgekommen, wo die Nagenähe der Dinge das Gift des Parteiwesens immer noch zur Erträglichkeit mildert. Denn auch darin sind wir einig, daß dessen Verderblichkeit mit dem Format des Gemeinwesens ins Furchtbare wächst. Das Goethe-Wort, das Sie mir schenken, scheint mir prophetisch die Todeskrankheit unserer gesamten Kultur vorherzusagen: das krampfhaft aufgeblähen aller Verhältnisse ins Ungeheure, Unübersehbare, wo jede Individualität in der gestaltlosen Masse untergeht, jenen stupiden „Mammuthismus“, dessen sich der Amerikaner — auch hier der Kulturfeind Κατ' ἀλογίαν — in prahlerisch plattem Selbstbehagen noch zu rühmen liebt. Die Geschichte der Weltreiche scheint zu lehren, daß solche Kolosse sich auf die Dauer nur regieren lassen, wenn in den Völkern das selbständige politische Leben erstorben ist. Diese Leichenstarre ist es bei Leibe nicht, die ich herbeiwünsche, wenn ich die schwachen Anzeichen für ein kommendes Verebben der überhitzten Parteileidenschaft als Boten einer besseren Zukunft begrüße.

Auf eine rückläufige Entwicklung wage ich nicht zu hoffen. Das Idyll der Kleinstaaterie ist unwiderbringlich dahin, nachdem das unerbittliche Wachstum der Dinge seinen Rahmen gesprengt hat. Im Zeitalter der Weltmächte sehen wir das öffentliche Leben in Kleinstaaten zu Ohnmacht und Unfruchtbarkeit verdammt, die Volksseele in Gefahr, sich vom öffentlichen Leben abzuwenden, spielerisch, geil und satt zu werden. Aber Ihre Idee, innerhalb der Großstaaten, die zur Wahrung ihrer Lebensnotwendigkeiten nach außen durch eine Zentralgewalt zusammengehalten werden müssen, kleinere Bezirke zu bilden, die einen wesentlichen Teil der öffentlichen Angelegenheiten „selbst verwalten“, liegt ganz in der Richtung des auch von mir angestrebten Ziels. Die Selbstverwaltung bringt ganz von selbst eine starke Dezentralisation mit sich, schafft zahlreiche einzelne Brennpunkte, um

die das öffentliche Leben in kleinerem Rahmen kreist und führt so zu übersichtlichen Verhältnissen zurück, in denen wieder unmittelbare Beziehungen von Mensch zu Mensch möglich werden.

Nach alle dem glaube ich keinen Einspruch befürchten zu müssen, wenn ich sage, daß wir über die Form des politischen Kleides, die unserem Volke ansteht, im Grunde einig sind. Trotzdem verstehe ich sehr wohl, was Ihren Widerspruch weckt: von dem Versuch, die Gegensätze zusammenzufassen und die Wahrheit in der Mitte zu suchen, ist in meinen Briefen wenig zu spüren. Sie dienen dem Kampf. Und sie können nicht anders. Denn nur im Kampfe mit der herrschenden Richtung können die Gedanken sich durchsetzen, in denen nach meiner, und, wie es scheint auch nach Ihrer Überzeugung Hoffnung auf Gesundung unserer Verhältnisse liegt. Hier ist mit dem freundlichen Mittel der Synthese nicht auszukommen. Es gibt schlechterdings nur ein Entweder—oder: entweder Mehrheitsregiment und Parteiherrschaft, oder Selbstverwaltung im Steinschen Sinne; entweder vaterländische Gesinnung oder antinationaler Internationalismus: entweder Erneuerung des zerlegten Staatswesens oder Vollendung des Verderbens.

Noch heute, mehr als ein Jahr nach jenem Winter unserer Hoffnungslosigkeit, in dem diese schweren Fragen aufgeworfen wurden, stehen wir am gleichen Scheidewege. Weder die Neuwahl, die im Reich und in Preußen den erwarteten „Auck nach rechts“ brachte, konnte die Entscheidung, noch der mit dem zynischen Rechtsbruch von London ins Ungeheuerliche gesteigerte Gewaltmißbrauch des Feindbundes die Versöhnung der Gegensätze bringen. Gerade diese beiden Ereignisse aber haben gezeigt, daß im Kampfe der Ideen, wenn auch noch nicht gleich in dem der sichtbaren Mächte, die Entscheidung reift.

Die Wahlen brachten das Ende des deutschen Parlamentarismus. Er hat sich selbst ad absurdum geführt. Bei der ersten Probe, die er zu bestehen hatte, und damals bei der ersten Wiederholung, die ihm beschieden war, zeigte er sich unfähig zur Lösung seiner elementarsten Aufgabe: zur Bildung einer Mehrheit. Es war wieder einmal eine Tragikomödie, wie denn überhaupt die Groteske, die widernatürliche Verbindung von Grausigem und Lächerlichem, der Unterton ist, der diesen Wechselbalg von Zeit, in dem wir verdammt sind zu leben, die Stimmung gibt: es war närrisch und kläglich zugleich, wie nach den Wahlen im vorigen Sommer die Parteien ratlos im Kreise standen und, zwischen Machtlüsternheit und Verantwortungsscheu schwankend, sich weder zur Regierungsbildung noch zur Opposition entschließen konnten. Heute*) in Preußen haben wir fast das gleiche Bild, wenn auch der Mächthunger, durch die monatelange Fastenzeit im Reiche geschärft, bei der S. P. D. alle anderen Regungen zu überwiegen scheint. Ist es Zufall, daß das Manöver, das unseren Vorbildern in der hohen Kunst des Parlamentarismus, den „Völkern der westlichen Freiheit“ jedesmal mit müheloser Selbstverständlichkeit gelingt: das prompte Einschwenken der Parteien, das graziose *chassez-croisez*, in dem sich die parlamentarischen Gruppen wie die Paare einer guteinstudierten Quadrille in Mehrheit und Opposition auseinanderfalten, daß dies Spiel uns, den eifrigen Schülern, trotz sauren Schweißes nicht glücken will? Mangel an gutem Willen kann unmöglich Schuld daran sein. Wer

*) Geschrieben Ende März dieses Jahres.

hätte mit heißerem Bemühen um den Preis in den Kämpfen des Wahl- und Parteiwesens gerungen, wer ihre Möglichkeiten mit größerer Spitzfindigkeit bis in die letzten Feinheiten des Proporzess, der Wahlklausur usw. ausgebildet? Haben wir nicht die Mode, die wir ängstlich mitmachten, wie Leute zu tun pflegen, die es besonders nötig haben ihre Zugehörigkeit zur „guten Gesellschaft“ handgreiflich zu beweisen, durch Übertreibung längst ins Lächerliche verzerrt? Wählen ist die Nationalbeschäftigung des Deutschen geworden. Vor kurzem haben wir einen Weltreford aufgestellt, als wir an einem Tage drei, ja vier Wahlen auf einmal zu Wege brachten. Und trotzdem diese Stümperhaftigkeit in den höheren Graden der edlen Kunst! Behalten etwa doch die Reaktionäre recht, die rundweg vorher sagten, der Parlamentarismus vertrage sich nicht mit der deutschen Eigenart? Oder ist, wie die Demokraten klagen, unser Volk noch nicht reif für die Segnungen dieser Blüte westlicher Zivilisation, mit der sie uns beglückt haben? Ich fürchte es wird nie reif werden! Ihm fehlt eine Fähigkeit, die der Parlamentarismus als Vorbedingung seiner praktischen Verwirklichung voraussetzt; es wird nie lernen, die parlamentarische Klopffechtere als das zu behandeln, was sie ist: als ein Spiel, das, zu Nutz und Frommen der Nächstbeteiligten aufgeführt, mit dem, was angeblich den Einsatz bildet, mit dem Staatswohl blutwenig zu tun hat. Als ein Spiel, das man zwar, wie andere Sports, sehr wichtig nimmt, fast so wichtig wie Pferderennen und Preisbogen, das aber doch immer Sport bleibt. Der Westländer fühlt das instinktmäßig. Der plumpe Deutsche nimmt alles so bitter ernst! Die Phrasen und Verheißungen, die im Wahlkampfe die Luft erschüttern und die damit ihren Zweck erfüllt haben, gar nicht dazu bestimmt, bedacht, behalten oder gar geglaubt zu werden, er nimmt sie als bare Münze und treibt die Pedanterie so weit, sie zur Einlösung zu präsentieren, als wären es Warenwechsel. Dabei kann keine Partei bestehen! Wenn ihr Leben ihr lieb ist, muß sie versuchen, sich um die Ultimoregulierung, um die Probe aufs Exempel, um die Teilnahme an der Regierung herumzudrücken. Sie haben sich weiblich gedrückt nach den Neuwahlen, die Parteien voran, die am bedenkenlosesten im Versprechen gewesen waren! Der Kampf um die Macht war in eine Flucht vor der Macht umgeschlagen. Das ist der Bankrott des Parlamentarismus, die Umkehrung seiner Idee in ihr Gegenteil. Tatsächlich haben wir im Reiche seit dem vorigen Sommer keine parlamentarische, sondern eine Minderheitsregierung, und Preußen scheint, um die schmerzlich vermißte Homogenität herzustellen, seinem Beispiel folgen zu wollen. Die Demokratie in Deutschland hat nach kurzem unrühmlichem Dasein durch Selbstmord geendet.

Fürs erste ist damit nicht viel gewonnen. Die jetzige Regierung steht unjächlichen Einflüssen nicht freier gegenüber als die verflossene. Man wirft ihr nicht mit Unrecht vor, die Staatsgewalt habe zugunsten der Gewerkschaften abgedankt. Es ist seltsam: je hochfahrender der Staat seine bescheidenen Nachtwächterpflichten verleugnet, desto mehr scheint er sich in der noch viel bescheideneren schlafmützigen Nachtwächterrolle zu gefallen. Aber mag das Fiasco der Demokratie, ebenso wie die Riesenblamage des Marxismus für den Augenblick die Lage nur noch mehr verwirren: beides schafft doch dem Wachsen neuer Keime Raum. Wenn jene Scherben erst ausgekehrt sein werden, müssen die Kräfte zur Geltung, auch zu politischer Geltung kommen, die im Leben des Volkes längst

bestimmend sind. Dann ist die Bahn frei für eine Selbstverwaltung auf neuständischer Grundlage. Dann — um auf die Frage des Tages zurückzukommen — werden die Gewerkschaften nicht mehr nötig haben, durch ungesetzliche Druckmittel die Regierung ihrem unverantwortlichen Willen gefügig zu machen: sie werden verfassungsmäßig den ihnen gebührenden Einfluß erhalten, zugleich damit aber ihren Anteil an der Verantwortung, und nicht sie allein, sondern mit ihnen alle übrigen Berufsorganisationen, die Vertreter aller Bevölkerungsgruppen, die im Leben der Volksgemeinschaft schaffend und wirkend eine Rolle spielen.

Das soll keine Prophezeiung sein, keine wenigstens auf nahe Sicht. Wir erleben es immer wieder und erfahren es gerade jetzt an dem Beispiel des Marxismus, daß ein politisches System, dessen kümmerlicher Ideengehalt längst zur Unkenntlichkeit eingeschrumpft ist, in seiner parteipolitischen Verkörperung noch zu strogender Üppigkeit erblühen kann, weil es mit seinen Forderungen den Wünschen breiter Volksschichten zu schmeicheln weiß. Wer sich einer Idee angelobt und auf ihren Sieg baut, muß Geduld haben und ein langes Leben, wenn er sich der Auswirkung solchen Sieges noch freuen will. Hat das deutsche Volk Zeit zu geduldigem Abwarten? Der furchtbare Ernst dieser Frage ist uns durch die in London über uns verhängte neue Vergewaltigung mit erschreckender Deutlichkeit zu Gemüte geführt worden.

Aber gerade die Ungeheuerlichkeit der Gewalttat hat sie zum Wendepunkt in unserer nationalen Entwicklung gemacht, an dem zum ersten Male wieder etwas wie Hoffnung sich regen kann. Die Brutalität dieser Hammerschläge hat den Träumen der Völkerverbrüderung den Rest gegeben. Sie muß selbst einen so spröden Stoff, wie das deutsche Volkswesen zur Einheit zusammenschmieden.

Mit dem Ammenmärchen, daß im Zeichen des Völkerbundes Recht statt Gewalt die Welt regieren werde, hat man in London gründlich ausgeräumt. Die Erfinder dieses Weltbetruges selbst hielten es kaum mehr für nötig, das Gesicht zu wahren. Die Nachlässigkeit, mit der sie ihren Vergewaltigungen ein faden-scheiniges Mäntelchen umhängten, zeigt, daß es ihnen nicht mehr großer Mühe wert war, die Maske festzuhalten. Kaum verhohlen Klang durch ihre schlecht gespielte Entrüstung das zynische „vae victis!“. Der ehrliche Brennus möge mir verzeihen, wenn ich seinen barbarisch aufrichtigen Siegerübermut mit dem von verlogener Moral triefenden Sadismus seiner zivilisierten Nachfahren vergleiche. In Einem haben sie ihn übertrumpft: Statt des Schwertes, das er lachend in die Wagschale warf, werden von nun an Ihre „Sanktionen“ der Welt als Wahrzeichen dafür dienen, daß im Völkerleben Macht statt Rechtes gilt, daß Recht ohne Macht ein leerer Schall ist. Ein Volk, das sich wie das deutsche durch Schwachmütige, verrammte Rechtshaber und Verräter verleiten läßt, der Macht abzusagen, hat nicht dem Rechte ein Tor geöffnet, sondern das Recht, sein eigenes Daseinsrecht gemordet. Wer sehen wollte, wußte das längst. Jetzt können es auch die nicht mehr abstreiten, die sich verzweifelt dagegen gewehrt haben, der Wahrheit ins Auge zu sehen, weil sie fürchten mußten, ihr eigenes Urteil darin zu lesen.

Die erste Frucht dieser Lehre, bitter für die Ohnmächtigen aber heilsam, beginnt zu reifen: zum ersten Male seit dem schwarzen Novembertage vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren hat Deutschland seinen Feinden wieder eigenen Willen gezeigt. Vieles.

ist am Auftreten unserer Vertreter in London hemängelt worden. Man mag füglich bezweifeln, ob ihr Gegenzug geschickt und ob er hinreichend durchdacht war. Man mag in der Abwehr der gegnerischen Beschuldigungen die gebotene Entschiedenheit vermissen. Warum ist das alberne Gerede von Deutschlands „bösem Willen“ nicht mit der Feststellung abgetan worden, daß das ausgefogene und verhungerte Deutschland in zwei Jahren seinen Feinden gutwillig mehr geleistet hat, als alle Besiegten der Weltgeschichte zusammengenommen? Warum, als der Walliser Rabulist die Stirn hatte, Deutschlands Schuld durch eine Reihe fragwürdiger Unterschriften für gerichtlich festgestellt, für „cause jugée“ zu erklären, warum wurde ihm nicht in die Zähne gerückt, daß er sich dadurch dem Hexenrichter gleichstellt, der auf das einer Halbtoten durch den letzten Grad der Folter abgepreßte Geständnis ein vernunftwidriges Urteil gründet? Warum, zum Henker, beten wir gedankenlos das heuchlerische Kauderwelsch der Feinde nach und sprechen von „Sanktionen“, wo von Raubzügen, und von „Wiedergutmachung“, wo von der Erpressung wucherischen Ersatzes für selbstangerichtete (St. Quentin!) oder wenigstens durch frivole Verlängerung des Krieges selbstverschuldete Schäden die Rede ist?

Man darf nicht alles auf einmal erwarten. Wenn die Haltung unserer Vertreter noch viel zu wünschen übrig ließ; wenn der Ruf zur Einheitsfront noch immer mißtönendes Echo weckt — Eines ist doch gewonnen: wir haben endlich einmal Widerstand geleistet. Passiven Widerstand freilich. Eine traurige Abart, die nur der müde Sinn einer absterbenden Kultur für edler halten kann als tätige Abwehr. Wem aber, wie uns, die Wehr zerbrochen ist, der muß eben als Dulder die Kraft feindlicher Angriffe zu brechen suchen, und er kann es, wenn er nur zum mutigen Dulden auch des Außersten entschlossen ist. Zu diesem Entschluß hat die Londoner Gewalttat das deutsche Volk aufgerüttelt. Nachdem es über zwei Jahre lang vor jeder Drohung zu Kreuze gekrochen ist, hat es sich jetzt in seiner überwältigenden Mehrheit bereit gezeigt, zur Verteidigung seines Rechtes Opfer auf sich zu nehmen. Wir sehen, wie dies erste opfermutige Nein ihm schon ein Stück Achtung in der Welt zurückgewonnen hat. Bleiben wir fest, dann muß der Vernichtungswille der Feinde schließlich erlahmen. Und, was mehr ist: durch gemeinsamen Widerstand und gemeinsames Dulden für Recht und Ehre des Vaterlandes werden wir wieder zu einer Nation zusammenwachsen.

